Der Diakonissen-Freund.

Monatsheft des Diakonissenmutterhauses in Philadelphia.

26. Jahrgang. Juni 1915. No. 6.

Gott ist die Liebe. 1. Joh. 4, 16.

Dieses herrlichste und tiefste Wort über Gott macht uns in Zeiten der Trübsal viel zu schaffen. In guten Tagen singen wir zwar voll fröhlicher Gewißheit: „Gott ist die Liebe, . . . er liebt auch mich." Wir sind dann gerne bereit, gelehrten Abhandlungen über dieses Wort zu folgen und darüber nachzusinnen, wie also Liebe nicht eine Eigenschaft, sondern das Wesen Gottes ist, seine Liebe daher ebenso wenig aufhören kann als er selbst, also ewig und unwandelbar ist. Aber — wenn Trübsal über uns hereinbricht, wenn Schlag auf Schlag folgt, wenn unsere liebste Hoffnung vernichtet, unser ganzes Leben verfehlt scheint, dann steigt leicht eine solche Bitterkeit im Herzen auf, daß man sich nicht mehr hinein finden kann, daß Gott Liebe ist. In unlösbarem Widerspruch erscheinen Gottes Wort und Walten, unser bisheriger Glaube und unsere jetzige Erfahrung. Da hilft keine scharfe Zurechtweisung, kein Argumentieren; nur der Angstschrei des Herzens zu Jesu: „Herr, hilf uns, wir verderben!" Beten ohne Unterlaß und tief beschämt wollen wir die milde Rüge zu Herzen nehmen: „O ihr Kleingläubigen, warum seid ihr so furchtsam?" In seiner Liebe wacht Gott über uns und zieht unserer Not die Grenzen. Dieser Glaube schöpft aus der unwandelbaren Liebe Trost und Kraft. Verlieren wir diesen Glauben, so sind auch wir selbst verloren; halten wir jedoch an diesem Glauben fest, so werden wir nie unterliegen. Das zeigt uns auch die Reihe der alttestamentlichen Glaubenshelden, wie sie der Hebräerbrief uns vorführt. Konnten sie schon mit dem Psalmisten bekennen: „Herr, wenn ich nur Dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde; wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist Du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Teil," so dürfen wir als Kinder des neuen Bundes doch noch weit mehr mit Paulus sprechen: „Wir wissen — ja wir *wissen*, daß denen, die Gott lieben, *alle* Dinge zum Besten dienen." Hat Gott seinen eingeborenen Sohn für uns dahingegeben, wie sollte er mit ihm uns nicht alles schenken? *Gott ist die Liebe*, dabei bleibt es, ob wir seine Schickungen verstehen oder nicht.

Noch eins! Aus der Liebe Gottes gegen uns entspringt unsere Liebe gegen Gott und gegen die Brüder. Noch nie ist die Bruderliebe auf solch' schwere Probe gestellt worden als jetzt. Reibungen und Anfeindungen hat es von jeher gegeben, aber nie zuvor ist ein solcher Riß entstanden unter Menschen, die sich noch vor Jahresfrist rückhaltlos als Brüder anerkannten, als seit Ausbruch dieses furchtbaren Weltkrieges. Juden und Heiden, Christen und Mohamedaner,

Evangelische und Römische stehen auf beiden Seiten der Schlachtlinien unter der zuerst von England ausgegebenen Parole: „Kampf bis aufs Messer!" Das Wort hat eine Bitterkeit heraufbeschworen, wie sie nach Grad und Umfang einzigartig in der Weltgeschichte dasteht. Aufrichtigen Gotteskindern droht sie ins Herz zu dringen und sie dahin zu bringen, daß sie in ihrem Urteilen und Handeln Gefahr laufen, den Herrn zu verleugnen. „Wisset ihr nicht, weß Geistes Kinder ihr seid?" Mitten in dieser großen Trübsal und allseitigen Erbitterung behauptet die Offenbarung, daß Gott Liebe ist, ihren Platz und tritt entschiedener denn je das darauf folgende Gebot der Bruderliebe an uns heran. Liebe wird endlich doch triumphieren, denn Liebe ist stärker als Haß. Als Gotteskinder wollen wir daran festhalten, uns darin üben, damit siegen über uns und alle Gegner. Es wird uns gelingen, denn Gott ist mit uns und — Gott ist Liebe!

Deutsche Diakonissen in Händen der Russen.

Dem Monatsblatt des Mutterhauses in Königsberg entnehmen wir folgende Schilderungen:

1) Heimkehr aus der Petersburger Gefangenschaft.

Am 21. April, gerade am Geburtstag ihrer Vorsteherin, kamen unsere Schwestern, welche am 30. Dezember v. J. von Szittkehmen nach Petersburg weggeführt worden waren, zu unserer großen Freude gottlob wohlbehalten hierher zurück. Der Tagespsalm 126 von der Heimkehr aus der Gefangenschaft, von der Wendung des Gefängnisses, von dem Loben und Danken über Gottes Wohltat, von der Freudenernte nach Tränensaat, erfüllte sich da an ihnen und am ganzen Hause, welches monatelang um sie gezagt, gesorgt und gebetet hatte, aufs allerfreudigste. Wir danken unserm Gott von Herzensgrund, daß sie bewahrt geblieben sind; ja, ihre Behandlung war unendlich viel besser, als unsere Schwestern sie von seiten der Franzosen erfahren haben. Die Gefangennahme in Szittkehmen hat sich nach dem Berichte der Vorsteherin im Wesentlichen so zugetragen, wie sie von Zeugen dem Mutterhause gemeldet war. Am Reformationstage zogen die Russen dort ein, und die Schwestern blieben, als die letzten preußischen Kraftwagen den Ort verließen, bei ihren Schwerverwundeten, Deutschen und Russen. Russische Offiziere nahmen von dem Krankenhause Besitz, und in der Nacht wurde gleich furchtbar gestohlen, namentlich Lebensmittel. Da bat die Schwester um eine Wache zum Schutze gegen weitere Unbill. Bald kamen nun mehr Verwundete aus den schweren Kämpfen bei Rominten; auf einmal wurden in das immerhin nur kleine Haus hundert Schwerverletzte gebracht, so daß auch alle Flure dicht bei dicht belegt werden mußten. Das russische Feldlazarett war im Dorfe bei einem größeren Besitzer eingerichtet, die Zivilbevölkerung wurde in das Postgebäude zusammengetrieben und dann weggeführt.

Wegen der großen Zahl von Verwundeten reichte der Herd des Krankenhauses zum Kochen nicht mehr aus, und wegen der Ausplünderung durch die russischen Diebe waren keine Vorräte vorhanden. Da schickte die russische Feldküche die Suppen für alle Verwundeten, und die Schwestern brauchten nur die übrigen Mahlzeiten bereiten; von den großen, prächtigen Viehherden Ostpreußens, die als wertvoller Raub nach Rußland geführt wurden, gaben die Führer den Schwestern einige ab, damit sie Milch für die Kranken hätten. Ein Besitzer, der im Krankenhause seine Zuflucht genommen hatte, holte mit einem kleinen Russenfuhrwerk Heu und Stroh von seinem Hofe; drei Russen, welche zur Hilfeleistung bei den Verwundeten geschickt waren, brachten aus dem Dorfe für den Haushalt Gemüse und von dem russischen Lazaret Brot. Der Verwalter dieses Lazaretts, obwohl ein Russe, schalt mit sehr scharfen Worten auf Rußland und lobte Deutschland. Aber die Schwestern waren vorsichtig in ihren Antworten, weil sie die Empfindung nicht los wurden, daß es sich um Spitzelei handele, die ihnen irgend ein unbedachtes Wort der Zustimmung entlocken wollte.

So ging es in der ersten Zeit dort ganz still und ohne Schwierigkeiten zu. Namentlich die russischen Vorgesetzten waren freundlich, zuvorkommend und hilfreich. Ein russischer Hauptmann, von dem erzählt wurde, daß er mit dem Zarenhause verwandt sei, ließ ihnen aus dem Dorfe eine Nähmaschine holen, weil soviel Krankenkleider zu nähen waren. Ja, er wollte ihre Namen haben, um nach seiner Amtsauffassung ihnen für das Aushalten und treue Pflegen vom Zaren einen Orden zu besorgen; sie gaben die Namen nicht und kamen so an dieser Ordenssache still vorüber. . . .

Daß sie Gefangene seien, erfuhren die Schwestern nur rein gelegentlich; ein Lazarettinspektor, der evangelisch aber seinem Vaterlande treu ergeben war, kam zu ihrer Andacht mit der Begründung, er hätte schon solange an keinem Gottesdienste mehr teilnehmen können. Nach der Andacht unterhielt er sich noch freundschaftlich mit ihnen, u. als die Schwestern sich über den ersten Schnee freuten, weil dadurch die Sauberkeit im Hause leichter zu erhalten wäre, sagte er: Dann wird es ihnen in Moskau gut gefallen, denn dort gibt es viel Schnee. Auf die verwunderte Frage, was Moskau für sie solle, antwortete er: ob sie denn garnicht gemerkt hätten, daß sie Gefangene seien?

Ein Generalarzt besuchte das Haus und lobte in großer Zufriedenheit Sauberkeit und Ordnung. Immer wieder sprach er: Karascho, karascho! (gut, gut!) Weil er kein Wort Deutsch konnte, so ließ er sich die frommen Sprüche an den Wänden ins Russische übersetzen und erklären. Dann trank er mit ihnen Kaffee und bedankte sich für die freundliche Aufnahme, ging auch das ganze Haus durch, ohne etwas Verdächtiges zu finden. Denn allmählich hatte sich der völlig grundlose Verdacht festgesetzt, daß dies Krankenhaus eigentlich eine heimliche Funkenstation für die Preußen sei und die Schwestern ihre Tracht und Arbeit nur zum Vorwande hätten, in Wirklichkeit aber heimliche Bedienerinnen der Funkenapparate wären. Auch hier

konnten die Russen es durchaus nicht begreifen, daß die Schwestern ohne Geld aus Treue auf dem anvertrauten Posten und aus Barmherzigkeit bei den Verwundeten geblieben seien. Immer wieder traten die Fragen an sie nach dem eigentlichen Beweggrunde ihres Bleibens und der Geldsumme dafür. Nun fingen die fortwährenden Nachforschungen und Untersuchungen an. Ein Kosakenoffizier suchte nach und gab ihnen schriftlich eine Bescheinigung, daß im Hause nichts Verdächtiges gefunden sei. Aber die Untersuchungen dauerten fort und steigerten sich bis zu der Ueberängstlichkeit beim Gegner, wie sie im Februarblatte schon beschrieben worden ist. Ein Stückchen Draht, das auf dem Boden in einem Winkel lag und von dem kein Mensch eine andere Bedeutung sagen konnte, als daß die Handwerker beim Bauen dieses wertlose Ende von etwa Fingerlänge fortgeworfen hätten, wurde ihnen durchaus als der gefährliche Auffänger der preußischen Funken hingestellt. Auch zwei Drähte an den Dachfenstern, welche lediglich zur Befestigung gegen das Auskippen dienten, erregten den Argwohn der Feinde. Einmal kam die ganze Bedienungsmannschaft der russischen Funkenstation, welche 100 Kilometer weit entfernt lag, den Weg zur Untersuchung, war wegen des Röntgenapparats sehr mißtrauisch und besonders darüber, daß die Schwester damit so gut umzugehen verstand; einer flüsterte dem andern zu: das ist eine ganz Schlimme, auf die müssen wir gut acht geben. Der Verdacht steigerte sich noch durch das Drahtseil des Blitzableiters und durch ein Kästchen mit Walzen aus Wachs für Sprechmaschinen. Die kleinen geheimnisvollen Zeichen darauf taten es ihnen zunächst ganz an, bis ein Verständiger die übrigen darüber auslachte, sie sollten sich doch mit solcher Unwissenheit nicht lächerlich machen. Aber der Verdacht blieb; fünf Kosaken wurden ihnen zur Bewachung ins Haus gelegt; doch diese waren nicht schlecht und ließen ihnen bei der Ablösung einen Sack voll Brot für die Verwundeten.

Am 30. Dezember erfolgte die förmliche Gefangensetzung und Wegführung; doch die Offiziere waren dabei freundlich und halfen sogar persönlich beim Tragen der Körbe. Nach drei Tagen trafen sie am 3. Januar abends in Petersburg ein. Hier wurden sie aus Vorsicht noch einige Zeit im Bahnwagen gehalten, bis die Menge den Bahnhof verlassen hatte. Dann kamen sie in die Baracke, in welcher die Kriegsgefangenen nach der Fahrt mit Essen und Trinken erfrischt wurden. Hier erhielten auch sie nach der langen Fahrt Tee und Suppe.

Ein russischer Fürst, der die Gefangenensachen unter sich hat, begrüßte sie durch einen Dolmetscher, weil er leider nicht Deutsch konnte, und versprach ihnen Arbeit. Zwei elektrische Wagen waren bestellt, einer für die Personen, einer für das Gepäck. Der Fürst sagte: „Poschaluista!" (bitte!) und fuhr auf der elektrischen Bahn selber mit. Um einhalb ein Uhr nachts trafen sie im Nikolaihospitale ein, wurden aufgeschrieben und dann in die Frauenabteilung über die Straße geführt. Hier nahm man ihnen die Schwesternkleider ab, führte eine sehr genaue Untersuchung durch, leider in Gegenwart des Postens, und gab ihnen dann weite, graue Schlafröcke zum An-

ziehen. Am andern Morgen kamen die russischen Pflegerinnen und fragten, ob die Schwestern arbeiten wollten. Diese antworteten: wir möchten nach Hause; wenn daraus aber nichts wird, dann bitten wir um Arbeit. Darauf bekamen sie die Schwesternkleider wieder und durften nun über drei Monate die deutschen Verwundeten im Nikolaihospitale pflegen. Ueber diese Arbeit selbst erfolgt wenn möglich noch ein genauerer Bericht. Im großen erfuhren sie eine durchaus angemessene, ja vielfach freundliche Behandlung. Weil sie nur ein Kleid hatten mitnehmen dürfen, so kamen sie bald in Verlegenheit. Davon hörte die Großfürstin Marie Pawlowna, eine mecklenburgische Prinzessin, sie setzte für jede Schwester 180 Rubel aus zur Erneuerung der Kleidung und hatte angeordnet, daß diese genau nach unserem Schnitt gefertigt werden sollte. Auch kam sie persönlich um nach dem Ergehen der Schwestern zu sehen und sich von der Durchführung ihrer Anordnung zu überzeugen. Zum Glück hatten die Schwestern große weiße Schürzen übergezogen, denn die Freundlichkeit der fürsorglichen Fürstin war echt russisch durchgeführt worden: vom schlechtesten Stoffe, der nicht die ausgesetzte 360 Mark, sondern etwa 6 Mark an Wert ausmachte. Aber die Schwestern und wir sahen ja nicht auf den äußeren Wert, sondern auf die freundliche, hilfsbereite Gesinnung. Das Schwerste für die Schwestern war die völlige Absperrung von der Heimat. Denn auch sie haben von all unseren Postsendungen nur zwei Karten unserer Vorsteherin erhalten. Alles übrige ist unterwegs verschwunden.

Am 12. April erhielten sie ganz unvermutet die Erlaubnis zur Heimkehr. Die eigentliche Ursache dafür wissen wir nicht. Das Mutterhaus hatte sich gleich im Februar bei unserem Auswärtigen Amte um Freigabe bemüht, auch sonst alle Wege betreten, die zum Ziele führen konnten. Aber die Nachricht, welche am 17. abends aus dem Mutterhause zu Stockholm über das Eintreffen unserer Schwestern dortselbst und deren Weiterfahrt einging, traf auch uns ganz unvermutet und verursachte viele Freude. Zum Geleite von Petersburg bis zur schwedischen Grenze war diesmal ein Offizier gewählt, welcher nicht Deutsch konnte, aber durchaus freundlich war, auch eine Unterhaltung durch den Dolmetscher begann. An der schwedischen Grenze gab es einen sehr freundlichen Empfang, und das Mutterhaus in Stockholm nahm die Heimkehrenden mit solcher Liebe auf, als ob es Kinder des eigenen Hauses wären; sie erfuhren dort viel Herzensgüte, sahen auch einen Teil der schönen Stadt. Froh bewegt grüßten wir sie dann in der Heimat nach guter Fahr über Saßnitz-Berlin. Nach dem Ausruhen von der Reise hier durften sie die Ihrigen auf kurze Zeit besuchen, die sich mit uns gesorgt hatten und dann mit uns freuten; darauf ging es in die Verwundetenpflege. Wir danken unserm Gott für die gnädige Bewahrung und allen lieben Menschen für ihre Wohltaten an ihnen.

2) Aus einem Krankenhause.

Am Mittwoch, den 17. März, mittags, hörten wir den Schreckensruf auch in unserer Stadt: die Russen kommen! Anfangs woll-

ten wir das nicht glauben. Jedoch die Flüchtlinge, welche in großen Scharen herzuströmten, erzählten, daß die Dörfer in der Umgegend verbrannt und die Leute nach Rußland fortgeschleppt seien. Nun setzte in der Stadt eine große Flucht ein, obwohl den Leuten gesagt wurde, daß Verstärkung komme. Der Himmel leuchtete von den vielen Bränden in der Nacht wie ein großes Feuermeer, und bald hörten wir das feindliche Schießen immer näher. Die Russen drangen von zwei Seiten ein. Immer mehr Flüchtlinge kamen zu uns, um Obdach und Schutz zu suchen. Eine junge Frau brachte uns ihr erstes, zwei Monate altes Kindchen mit den Worten: Schwester, das Kind lassen wir Ihnen, es erfriert uns sonst unterwegs; bei Ihnen ist es gut aufgehoben. An dem Tag waren 14 Grad, und ein furchtbarer Schneesturm fegte über das Land. Der Eisenbahnverkehr mußte eingestellt werden. So blieb für die Flüchtlinge nur der Weg zu Wasser nach der Nehrung. Immer näher kam das Geschützfeuer. Die Russen hatten es auf unsere Gasanstalt abgesehen, welche ganz in unserer Nähe liegt. Doch traf kein Geschoß. Um 7 Uhr wurden uns verwundete Soldaten gebracht, welche vom Einrücken der Russen erzählten. Sie brachten auch ihre Gewehre und ihren ganzen Schießbedarf uns zur Verwahrung. Das mußten wir alles im Krankenhause behalten, weil die Behörde, bei welcher es abgeliefert werden konnte, schon jenseits des Wassers auf der Nehrung weilte. Um 9 Uhr abends polterte und lärmte eine Abteilung von 30 Russen vor unserem Hause, schlugen mit Gewehrkolben gegen die Tür und schossen ins Haus hinein. Da gingen wir Schwestern zu ihnen hinaus und fragten sie nach ihrem Begehr. Zwei Russen traten vor, grüßten und fragten, was unser Haus vorstelle; als sie hörten, es wäre ein Krankenhaus, gingen sie weiter. Nach etwa 10 Minuten zogen andere Russen vorbei, beleuchteten und beschossen das Haus wieder. Die große Gefahr für uns war das Vorhandensein der Waffen. So blieben wir die ganze Nacht hindurch auf. Am andern Morgen wurde uns ein Kranker gemeldet, den die Russen furchtbar verstümmelt hatten. Unser Telephondraht war durchschnitten. Darum machte ich mich mit dem Wärter auf den Weg, um den Arzt zu holen. Auf dem Wege begegnete uns ein Beamter, welcher uns abredete: die Russen nehmen die Zivilbevölkerung gefangen, er könne nicht mehr auf seinen Arbeitsplatz gehen. Wir brauchten aber ärztliche Hilfe und gingen weiter. Die Fenster und Läden waren ausgeschlagen, man hatte Mühe, über die Glasscherben hinwegzukommen. Gefüllte Weinflaschen, Zigarren, Zitronen, Lebensmittel und anderes mehr lag in den Straßen, auch einige Leichen von der Zivilbevölkerung. Die Russen waren betrunken, denn sie hatten die Schaufenster der Weinhändler eingeschlagen und den Inhalt geplündert. Auf dem Wege trafen wir Herrn Superintendenten, welcher unserm Kranken das Heilige Abendmahl gereicht hatte und ihn uns ins Krankenhaus geschickt hatte. Wir drei mußten an einer russischen Leiche vorbei, jedenfalls war dieser Russe von einem andern betrunkenen Russen erschossen worden. Da stürzten einige Russen auf uns zu und bedrohten die beiden Männer, als ob sie den Russen getödtet hätten. Diese konnten sich aber auf litauisch als

schuldlos ausweisen. Unsern Herrn Doktor trafen wir nicht in seiner Wohnung. Er war bereits von vier Kosaken abgeholt und sollte mit einer ganzen Gruppe von Männern, Frauen und Kindern, darunter auch Schwester G., weggeführt werden. Aber er entkam ihnen und gelangte zu uns ins Krankenhaus.

Weil der Milchmann und der Bäcker uns im Stiche ließen, mußten wir nach Lebensmitteln ausgehen. Als die Bekanntmachung ergangen war, daß sämtliche Waffen im Rathause abgeliefert werden sollten, gingen wir zu zweien dorthin und baten um männliche Hilfe zum Tragen. Aber die war nicht vorhanden. Da nahmen wir vier Flüchtlingsfrauen von der Straße mit nach Hause, luden nun die Gewehre und den Schießbedarf auf eine Krankentrage, deckten mit einem Tuche zu und machten uns damit auf den Weg zum Magistrate. Drei Schwestern und vier Frauen trugen abwechselnd, denn die Last war schwer. Der erste Russe, welcher uns begegnete, bekreuzte sich und machte Verbeugungen, weil er annahm, daß ein Toter auf der Trage liege. Als wir noch ein Stück gegangen waren, trafen wir feindliche Reiter. Ein Russe kam auf uns zugesprengt und schlug mit seiner Lanze das Tuch von den Gewehren zurück, besah die Waffen und besah uns. Wir aber erklärten ihm ruhig, daß wir auf dem Wege zum Kommandanten seien, um die Waffen abzuliefern. Noch mehrmals wurden wir angehalten, kamen dann aber wohlbehalten hin und konnten unsern Beamten die Dinge übergeben. Auf der Rückreise baten uns einige Feuerwehrleute, doch in einen Pferdestall zu kommen, in dem zwei Kranke lagen, die von den Russen arg mißhandelt waren. Wir konnten den armen Kranken dort aber nicht viel helfen und nahmen sie mit ins Krankenhaus. Einer davon war mit dem Gewehrkolben so zerschlagen, daß er bald starb. Auch viel andere Schwerverletzte wurden uns an dem Tage noch eingeliefert, welche teils in der Wohnung, teils auf der Straße überfallen worden waren, darunter ein Junge von 12 Jahren, der kaum aufkommen wird, ein Mann, der mit 30 anderen zum Erschießen weggeschleppt wurde, der aber trotz der schweren Verletzung nicht ganz tot war und dann, als die Russen fort waren, nach seiner Wohnung kroch, wo er die Nacht blieb und am anderen Tage fast verblutet aufgefunden wurde. Der Schwiegersohn dieses Mannes und eine andere Frau wurden in dieser Wohnung erschossen. Einem anderen alten Manne wurde der Arm so zerschossen, daß er einige Stunden nach seiner Einlieferung bei uns starb; auch viele Frauen waren entweder gleich tot, oder schwer verletzt, oder schwer mißhandelt.

Wunderbare Errettung.

Unsere Schwestern aus der Etappe, welche in Neidenburg arbeiten, haben Gottes freundliche Huld besonders erfahren. Eine der russischen Fliegerbomben, welche auf die unbefestigte und fast völlig ausgebrannte Stadt geworfen wurden, schlug in das Haus, in welchem einige Schwestern wohnten, und legte es in Trümmer, als diese es soeben zur Arbeit verlassen hatten; wir danken mit ihnen tiefbewegt unserm Gott für diese Bewahrung.

Zur Anstaltschronik.

Am 10. Mai hielt der Anstaltspastor bei der 9. Jahresversammlung der Kensington Dispensary die Ansprache und konnte bei der Gelegenheit seiner herzlichen Freude Ausdruck geben über die erfreulichen Erfolge, die diese Arbeit mit Gottes Hilfe aufzuweisen hat. Seit Eröffnung der Klinik in 1906 in einem gemieten Hause, von welchem man drei Jahre später in das jetzige, käuflich erworbene und für diesen Zweck vorzüglich geeignete übersiedeln konnte, sind mehr als 2000 Lungenleidende frei behandelt und viele derselben sogar regelmäßig mit Milch und andern Mitteln zur Bekämpfung der Krankheit versorgt worden. Nicht wenige Patienten haben sich sogar nach ernsten Anfällen genügend erholt, um wieder arbeiten zu können. Was das für die Betreffenden und ihre Familien bedeutet, läßt sich nicht berechnen. In diesem Sommer soll auch in größerem Maßstabe der Versuch gemacht werden, schwächliche Kinder aus solchen Familien auf mehrere Wochen zur Erholung nach „River Crest" zu nehmen, der am Schuylkill herrlich gelegenen Farm, die vor etlichen Jahren erworben wurde. Erwähnenswert ist, daß die Lungenkranke auch freie Behandlung von Spezialisten erhalten für Nase, Hals und Zähne, von einer gründlich geschulten Krankenpflegerin in ihren Häusern besucht und beraten werden, und daß mehrere Aerzte die Schwerkranken in den Häusern behandeln. In diesen Stücken ist die Kensington Dispensary ähnlichen Einrichtungen des Staates zur Bekämpfung der Tuberkulose weit voraus. Ein Direktorium von Frauen steht an der Spitze; die eigentliche Leitung liegt von Anfang an in Händen unserer Schwester Maria Röck. Gott verleihe auch ferner fröhliches Gedeihen!

Das Jahresfest des Wartburg Waisenhauses bei Mount Vernon, N. Y., am 27. Mai war in jeder Beziehung ein herrlicher Erfolg. Der bekannte Leiter und „Waisenvater", Dr. G. C. Berkemeier, ist schon seit über zwanzig Jahren ein treues Glied unseres Verwaltungsrates und fehlt fast nie bei unserem Jahresfest. Es war dem Diakonissenpastor daher eine besondere Freude, als Vertreter unseres Mutterhauses dem Fest beiwohnen zu können. Die Aufführungen der Knaben und Mädchen bewiesen, wie echt deutsch der Geist ist, der auf der „Wartburg" gepflegt wird. Dieser macht die besten Bürger unseres Landes, denn der Grundzug des echt deutschen Charakters ist, wie Prof. Eugen Kühnemann von Breslau überzeugend und mit begeisternder Beredsamkeit in seiner Festrede ausführte, Freiheit und Frömmigkeit. Die „Wartburg" ist unter allen Wohltätigkeitsanstalten dieses Landes mit Recht berühmt, nicht allein weil sie mit ihren etwa 350 Kindern die größte kirchliche Waisenanstalt ist, sondern auch weil sie mustergiltig geführt wird. Mögen Dr. Berkemeier und seine Gattin, die mit seltenem Geschick als Eltern der großen Familie vorstehen, noch viele Jahre erhalten bleiben!